

# Wöchentliche Beilage zur E-Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N<sup>o</sup> 18. 1899.

## Jessie's Vormund.

Roman von Hans v. Seldringen.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Jessie wandte sich dem Arzt wieder ausschließlich zu und sagte mit einem reizenden Lächeln auf den schmalen Lippen: „Ich werde Ihnen zu Liebe die Tropfen gewissenhaft nehmen, Herr Doktor.“

„Hm, hm! So, so!“ machte Simon leise. „Mir zu Liebe, meine Gnädigste?“ fragte der Arzt, ebenfalls leicht und verbindlich lächelnd, aber doch mit einer flüchtigen Aufregung in den Augen. „Ich habe die Tropfen Ihrem Magen zu Liebe verschrieben, und ich möchte auch, daß Sie sie diesem und damit sich selbst zu Liebe nehmen.“

„Bist Du mit Jessie ausgeritten, Hugh?“ fragte Simon seinen Sohn.

„Nein,“ antwortete dieser.

„Warum nicht?“

„Jessie wollte nicht. Sie ist seit ihres Vaters Tod noch nie wieder auf ein Pferd gestiegen und will es auch in Zukunft nicht.“

Es war eine Sekunde lang oder auch nur den Bruchtheil einer solchen, als ob das Gesicht Simon's erdfahl geworden wäre. Gleich darauf aber sagte er vollständig gefaßt und in seinem gewöhnlichen väterlich-würdigen Tone: „Welch' eine Kinderei! Ein Spazierritt Morgens im Park von einer halben oder ganzen Stunde ist besser als tausend Tropfen von allen möglichen Mixturen.“

„Das habe ich auch gesagt, aber wenn Jessie keine Lust zum Reiten hat, so kann ich dagegen nichts thun.“

„Sie soll reiten!“ sagte Simon plötzlich laut und mit scharfer Betonung.

Miß Jessie, die noch immer halb tändelnd, halb ernst mit dem Arzt sprach, drehte sich plötzlich um und blickte ihren Onkel eigentümlich träumerisch und starr an. Das war der-

selbe halb irre, todesängstliche Blick, den Simon schon einmal, am Tage nach dem Tode ihres Vaters, in den großen Kinderaugen Jessie's gesehen hatte.

„Weshalb?“ fragte sie eintönig und mechanisch.

„Ei,“ fuhr ihr Onkel scharf und bestimmt fort, „weil das Reiten eine gesunde Bewegung und dem Körper zuträglicher ist als alle Tropfen der Welt.“

„Ich will nicht reiten,“ sagte Miß Jessie mit einem leichten Schauer. Dann, nach einer kleinen Pause, wandte sie sich wieder zu Doktor Strehlen und fragte diesen mit einer etwas ver-

sich von ihrer früheren harmlos-heiteren Art zu sehr, als daß es den Anwesenden nicht auffallen sollte. Bald bang und langsam die einzelnen Silben herauspressend, bald sich beim Sprechen überstürzend, die Augen starr zu Boden geheftet, machte sie den Eindruck einer von innerer Dual, von hochgradiger Nervosität gepeinigten Kranken. Ihr Onkel wie auch der Arzt beobachteten sie genau, Letzterer jedoch mit kundigerem Auge.

„Mein Fräulein,“ nahm dann Doktor Strehlen wieder fest und sicher das Wort, „da Sie mich um meinen Rath in dieser Sache gefragt, so will ich Ihnen denselben nach bestem Wissen erteilen. Das Reiten würde für Ihre körper-

liche Konstitution sehr förderlich und zuträglich sein, und wenn Sie eine vielleicht bald vorübergehende nervöse Verstimmung, für die sich, wie Sie ja selbst sagen, ein triftiger Grund nicht anführen läßt, davon abhält, so versuchen Sie nur tapfer dieses „unerklärliche Grauen“ zu besiegen.“

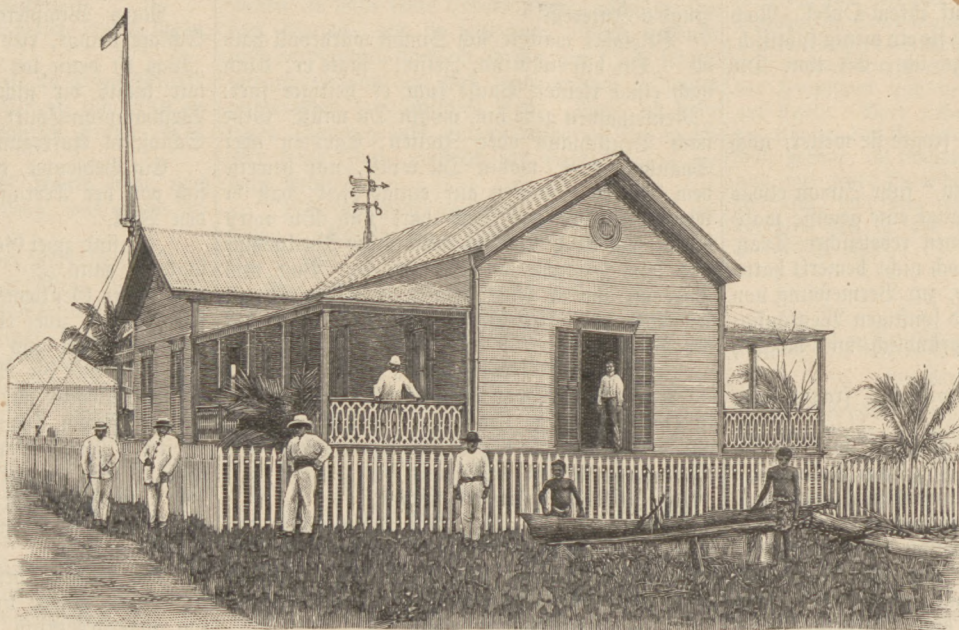
„Sie rathen mir, zu reiten? Sie auch?“ sagte Miß Jessie wieder mit einem todesängstlichen Blick.

„Ich rathe Ihnen, den Versuch zu machen, weil ich keinen Grund sehe, weshalb Sie sich diese gesunde Bewegung versagen sollten.“

Und nach einer Pause sagte Miß Jessie mit merkwürdiger Entschlossenheit: „Nun gut, im-

merhin! Ich werde — doch nicht reiten!“

Simon zuckte verächtlich die Schultern und schien geneigt, diese Weigerung für einen übertriebenen Eigensinn zu halten. Doktor Strehlen stand nachdenklich still und fuhr sich sinnend über die Stirn. Eigensinnig war Miß Jessie nicht. Das wußte er, das sah er. Auch Abneigung gegen Hugh konnte es nicht sein, was Jessie zu dieser energischen Weigerung bestimmte. Sie konnte ja, wenn sie mit ihm nicht reiten wollte, mit ihrem Reitknecht oder in beliebiger Begleitung reiten. Hier lag ein bestimmter Grund



Das deutsche Konsulat in Apia (Samoa-Inseln). [S. 139]

schleierten, fast mißtrauischen Stimme: „Und Sie, Herr Doktor? Was rathen Sie mir?“

„Weshalb wollen Sie nicht reiten?“ fragte der Arzt.

„Ich — ich habe ein Grauen dagegen, einen unheimlichen, unerklärlichen Abscheu vor dem Reiten. Mir ist — seit mein Vater auf einem Spazierritt verunglückt ist, als ob mir ein gleiches oder ein ähnliches Geschick bevorstände, als ob es ein Frevel wäre gegen meinen todtten Vater, wenn ich zu Pferd stiege.“

Die Sprechweise Miß Jessie's unterschied

vor, der aber für Doktor Strehlen sowohl wie für alle Anderen jetzt noch ein Räthsel war.

Der Arzt fragte noch nach dem und jenem, die Gesundheit Jessie's betreffend, und diese beantwortete seine Fragen mit einem stumpfen und einfältigen Ja oder Nein. Erst als der Arzt seiner Pflicht genügt zu haben glaubte und sich verabschieden wollte, kam wieder mehr Leben in sie.

„Sie wollen fort?“ fragte sie lebhaft, dann setzte sie langsam und leiser, als ob sie nur für sich spräche, hinzu: „Und ich hatte mich darauf gefreut, daß Sie mit mir essen würden. — — — Mir ist immer so wohl, wenn Sie da sind.“ schloß sie dann nach einer zweiten kurzen Pause leufzend.

„Ein Arzt in der Praxis ist leider nie Herr seiner Zeit, Miß Jefferson,“ antwortete Doktor Strehlen, „er schuldet sie seinen Patienten. Gleichwohl komme ich Ihrer freundlichen Einladung nach, wenn Sie mir gestatten, ein Telegramm an meinen Vater aufzugeben, damit man weiß, wo ich zu finden bin, wenn man mich braucht.“

Sie reichte ihm rasch und freundlich die Hand, die er höflich und respektvoll an die Lippen drückte.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Besorgen Sie Ihr Telegramm. Der Reitknecht oder John kann es nach der Station bringen, und lassen Sie mich nicht länger auf Sie warten, als unbedingt nöthig ist.“

Doktor Strehlen ging, um ein Telegramm aufzusetzen.

„Jessie, Du machst ja Deinem Arzt förmlich den Hof,“ sagte Simon.

„Ich mache ihm den Hof? Ich verstehe Dich nicht, Onkel,“ antwortete ihm seine Nichte erstaunt.

„Weißt Du nicht, was das heißen will? Du siehst über den Arzt hinweg auf den Mann.“

Noch immer lagen die großen, sprechenden Augen Jessie's erstaunt auf ihrem Onkel. Nach einer kleinen Pause lächelte sie ein wenig spöttisch.

„Ah so! Jetzt verstehe ich. Es thut Dir leid?“ fragte sie.

„Ja.“  
„Um Hugh's willen?“ fragte sie weiter, noch immer lächelnd.

„Nein, um Deinetwillen,“ fuhr Simon etwas derb auf. Er sah in der Frage eine gewisse miltöse Widerstandskraft, einen rebellischen Trotz, den er bisher bei Jessie noch nicht bemerkt hatte, und der, wie er sich sagte, zur Vermeidung von sogenannten „Scenen“ und sonstigen Weitläufigkeiten so rasch und so gründlich wie möglich gebrochen werden mußte.

„Weshalb um meinetwillen?“ fragte seine Nichte nochmals.

„Ganz einfach aus dem Grunde, weil Doktor Strehlen ein schlauer und gefährlicher Patron ist.“

„Onkel!“ fuhr Jessie unwillkürlich heftig auf.

„Sei still! Das sehe ich besser wie Du. Oder denkst Du vielleicht, ich wüßte nicht, weshalb Doktor Strehlen immer neue Ausflüchte und Rücksichten einzuwenden hat, wenn ich einmal darauf dringe, daß Du eine Luftveränderung vornehmen sollst?“

„Weshalb? Nun jedenfalls, weil er findet, daß ich hier am besten aufgehoben bin.“

„Einfalt! Weil er die gute Klientin nicht verlieren will, die ihm wöchentlich einige Pfund einbringt.“

Jessie fuhr erschrocken zurück und wurde so bleich wie eine Marmorstatue. Das junge Mädchen hatte in letzterer Zeit entsetzliche Krisen durchgemacht. Während sie früher harmlos und heiter dahingelebt hatte, sozusagen an der Hand ihres Vaters durch's Leben geführt worden war, der sie vor jedem rauhen Hauch desselben wie ein krankes Kind geschützt, sah sie sich seit einiger Zeit allein, allein an der Spitze eines

großen Besitzes, der wie ein Magnet das habgierige Raubzeug des Menschenthums anzog. Sie hatte Niemand, Niemand auf dem weiten Erdenrund, dem sie vertrauen durfte oder konnte, Niemand, der sie liebte. Was Wunder, wenn in dem jungen Gemüthe das Mißtrauen auch gegen den Lieblichsten nur zu leicht Wurzel schlug? Es glaubt sich so schwer an die Redlichkeit, wenn man um sich herum nur Lumpereien, Spekulationen und Betrügereien sieht.

„Das, glaubst Du, Onkel, sei sein eigentlicher Grund gewesen?“ fragte sie mit etwas zitternder Stimme.

„Nichts Anderes,“ gab ihr Onkel mit seiner ganzen väterlichen Würde zurück, „und wenn Du so fortfährst, durch Dein Betragen die vermessenen Wünsche, die verrücktesten Ideen in ihm großzuziehen, so wirst Du dadurch nur erreichen, daß er Dich mit der Zeit vollständig als seine Beute ansieht und Dich ganz in Beschlag nimmt.“

„Was wäre dabei?“ murmelte Jessie träumerisch vor sich hin.

„Ei, Du bist eine Närrin, Jessie! Siehst Du nicht, daß Strehlen ein abgefeimter Schlaupf ist, der nichts Anderes im Auge hat als Dein Vermögen? Er fragt den Teufel nach Dir, so zärtlich und aufmerksam er auch thut, sondern will nur Dein Geld. Stelle ihn doch auf die Probe, und Du wirst den klarsten Beweis dafür Dir selbst verschaffen können.“

„Wie soll ich das machen, Onkel?“ fragte sie schüchtern und zögernd. Sie glaubte ihrem Onkel, sie glaubte ihm aber auch nicht. Einen Beweis, einen klaren, bündigen Beweis hätte sie natürlich sehr gern gehabt.

„Sehr einfach dadurch, daß Du einige Zeit von Westhampton-Court fortgehst.“

„Aha! Nach London, zu Dir, in Dein Haus, Onkel?“ fragte sie mißtrauisch. Sie traute eben auch ihrem Onkel nicht und glaubte, dieser verdächtige den Arzt nur in seinem oder in Hugh's Interesse.

Beleidigt wandte sich Simon würdevoll halb ab. „Du bist ein Kind, Jessie!“ sagte er; dann nach einer kleinen Pause fuhr er heftiger fort: „Meinethalben gehe hin, wohin Du willst. Gehe nach Deutschland oder Italien, Egypten oder Spanien, kurz, wohin Du willst, nur beweise dem Doktor Strehlen auf einige Zeit, daß er keinen Einfluß auf Dich hat, und Du wirst sehen, wie rasch und gründlich seine Theilnahme und sein Interesse an Dir erlischt. Von dem Tage ab, wo er keine Pfunde mehr von Dir zu erwarten hat, wirst Du für ihn nicht mehr auf der Welt sein.“

„Empörend!“ seufzte Jessie auf.  
Auch Simon war im Begriff, sich äußerlich in eine ausgiebige Empörung hineinzuarbeiten, als der junge Arzt plötzlich ahnungslos in's Zimmer zurückkam und somit die weitere Entwicklung dieses Themas abchnitt.

Man ging zu Tisch. Miß Jessie nahm den Arm — Hugh's, und sein Vater bemerkte auch im weiteren Verlauf des Essens, daß die Begeisterung Jessie's für den jungen Arzt um ein Merkliches nachgelassen hatte.

„Das war aber auch die höchste Zeit,“ dachte sich Simon. Mit Schrecken hatte er heute gesehen, bis zu welchem Grade der Arzt ihm und seinem Sohn in so kurzer Zeit gefährlich geworden war. Sie wurden ja in seiner Anwesenheit schon Beide gar nicht mehr von Jessie bemerkt. Das konnte natürlich nicht so weiter gehen, und Simon nahm sich fest vor, sein heutiges Thema bei erster Gelegenheit mit seiner Nichte weiter zu entwickeln. Wenn Hugh nicht so hölzern gewesen wäre, so würde ja die ganze Affaire schon mit einer stillen oder öffentlichen Verlobung beendet sein. So aber mußte vor allen Dingen der Arzt bei Seite geschafft, Jessie und Doktor Strehlen getrennt werden.

Das war jetzt Simon's größte Sorge, und er hoffte das leicht und binnen Kurzem zu erreichen. Waren die Beiden nur erst auseinander — das Weitere überließ er getrost der Zukunft.

6.

Die Sonne senkte sich immer mehr und mehr, und die Schatten der Bäume im Park von Westhampton-Court wurden immer länger. Sie reckten und streckten sich auf den grünen Rasenteppichen wie gespenstische, langarmige Riesen, die nur die Nacht erwarteten, um Form und Wesen leibhaftiger Gespenster anzunehmen.

Simon Jefferson und Doktor Strehlen waren schon längst nach London zurückgekehrt, und nur Hugh theilte mit Miß Jefferson die Einsamkeit von Westhampton-Court. Beide saßen gerade still und nachdenklich im blauen Salon und spielten Schach. Die Diener schlichen leise herum und sprachen heimlich, um die Ruhe des Hauses nicht zu stören, heiß und drückend lag die Luft auf Schloß und Park, und die würdige Schaffnerin des Hauses, die verwitwete Mrs. Mary Wimpleton, saß auf der Parkterrasse und schlief den Schlaf der Gerechten. Sie träumte sogar süß und angenehm, denn sie lächelte im Schlaf.

Plötzlich wurde diese sommerliche Stille und Einsamkeit unterbrochen. Vom Park her scholl die dünne, schrille Stimme eines aufgeregten Herrn, der zu seinem Begleiter sagte:

„Was sind das für Sachen, Bob? Du kommst aus dem fernen Wales, aus Tewkesbury daher, fluchst auf jeder Meile über das Dir geschehene Unrecht und schwörst Stein und Bein, der Miß Jefferson die ganze schamlose Intrigue, die Dir gespielt worden ist, vorzutragen, und nun, Bob, da Du endlich im Park von Westhampton-Court stehst, wo Du nur noch einige Schritte zu thun brauchst, um vor Deiner Herrin und Besitzerin zu stehen, jetzt fällt Dir das Herz in die Hosen? Und Du hast keinen Muth, Bob. Was sind das für Sachen?“

Mary Wimpleton fuhr erstaunt aus dem Schlafe empor, rieb sich die Augen und fragte: „Was ist denn los? Seit wann läßt man denn mir nichts dir nichts Leute in den Park von Westhampton-Court, die mit ihrem Lärmen das Schloß in Aufregung bringen?“

Ein Bedienter, der in der Nähe stand, beugte sich von der Terrasse etwas vor und schaute in den Park.

„Es sind zwei Gentlemen, Mrs. Wimpleton,“ sagte er dann.

„Zwei Gentlemen? Das wollen wir gleich sehen, ob es zwei richtige Gentlemen sind,“ erwiderte Mary und richtete den streng kritisirenden Blick auf die Ankömmlinge.

Bob Dryfus mit seiner kräftigen Gestalt und seinem offenen, sympathischen Gesicht fand ohne Weiteres Gnade vor ihren Augen, dahingegen war sie sehr geneigt, Tapperday, der von einer sehr unternehmenden Beweglichkeit und Aufregung war, für einen Landstreicher und Trunkenbold anzusehen.

Die Beiden schritten rasch auf die Terrasse zu, stiegen hinauf und begrüßten Mrs. Wimpleton außerordentlich ceremoniell und respektvoll, als ob sie die Herrin von Westhampton-Court selbst gewesen wäre. Die für solche Außerlichkeiten nicht unempfindliche, immer noch recht ansehnliche Wittve war schon entwaflnet.

Tapperday stellte sich und seinen Freund vor, und Mrs. Wimpleton fragte darauf freundlich, wohin sie den Herren dienen könne und was sie hergeführt habe. Die hochachtungsvolle Weise, in der Tapperday mit ihr sprach, schmeichelte der Wittve, die ein noch immer leicht erregbares Herz besaß, ganz außerordentlich, und da er offenbar noch Junggeselle und nach ihrem Geschmac ein recht hübscher Mann war, so durchzuckten allerlei Gedanken und Empfindungen ihr weiches, eindrucksvolles Frauengemüth.

„Sie müssen wissen, verehrte Frau,“ erklärte Tapperday im weiteren Verlaufe der Unterhaltung, „daß mein Freund Bob die ehrlichste Haut von Alt-England ist und der tüchtigste Landwirth beider Halbkuugeln —“

„Aber Will, Du bist doch wohl nicht recht —“ unterbrach Bob seinen Freund, konnte aber nicht ausreden, denn Tapperday fuhr mit erhöhter Energie fort:

„Bob Dryful, mein Freund, ist arg beschwindelt worden und nun nahe daran, seine Pacht, in der er ein halbes Menschenalter gearbeitet hat, zu verlieren. Deshalb und um sich und seine alte, vierundsiebzigjährige Mutter vom Glend und Untergang zu erretten, ist er hier, um seiner gnädigen Herrschaft den wahren Zusammenhang mitzutheilen —“

„Ach, daß Gott —“ konnte sich Mrs. Wimpleton nicht enthalten, gerührt und barmherzig auszurufen.

„— mitzutheilen,“ fuhr Tapperday in seinem unaufhaltamen Redestrom fort, „und Miß Jefferson zu bitten, ein Machtwort zu sprechen, damit all' diese erbärmlichen Machinationen wieder verschwinden wie Nebel vor der Sonne.“

Mrs. Wimpleton war von dieser Rede wirklich entzückt; es gefiel ihr sehr, daß Tapperday so warm und hingebend für seinen Freund eintrat, denn das ließ auf ein warmes Herz und ein treues Gemüth schließen. Sie fühlte sich wirklich gerührt dadurch und erklärte zuvorkommend: „Nun, verlassen Sie sich auf mich, meine Herren. Ich werde es Miß Jessie schon sagen. — Nun, 's ist gut. Ehrlich währt am längsten. Zunächst will ich Sie anmelden.“

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe Mary zurückkam, und Tapperday benutzte diese Pause, um Bob Muth einzusprechen.

Endlich kam Mrs. Wimpleton zurück. Es schien einen harten Kampf da drinnen gekostet zu haben, denn Mary sagte mit einer sehr triumphirenden Miene: „Mr. Dryful, ich bitte. Miß Jefferson will Sie sprechen.“

Bob wurde schwach. Er wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus.

„Muth, nur Muth! Denke an Deine Mutter, Bob, und nun vorwärts!“ flüsterte ihm Will zu.

Dann ging Bob mechanisch hinter Mrs. Wimpleton her.

„Sie warten doch hier?“ fragte diese noch den zurückbleibenden Tapperday, was dieser bejahte.

Er sah eine Bank auf der Terrasse stehen — dieselbe, auf der kurz vorher Mrs. Wimpleton genickt hatte — und setzte sich darauf, nur, wie er sich fest vornahm, um einen kleinen Augenblick auszuruhen, da ihn der Spaziergang, vielleicht auch eine unterwegs eingenommene kleine Herzstärkung doch etwas müde gemacht hatte. Im Setzen besann er sich aber auch schon, daß er viel besser ausruhen könne, wenn er liege, und legte sich deshalb unwillkürlich der Länge nach auf die Bank. Wie hübsch es sich da lag, wie bequem, wie wohlig, wie ... wie ... Langsam rutschte die Hand Mr. Tapperday's von der Brust herunter und blieb hängen, wie sie gerade hing — Tapperday war eingeschlafen.

Etwas eine kleine Viertelstunde lag er schon ungestört auf seiner Bank, als plötzlich Hugh Jefferson rasch und leise aus dem Hause auf die Terrasse heraustrat. In seinen Zügen prägte sich Angst und Unruhe aus, und als er den Schläfer erblickte, murmelte er: „Was will dieser Tölpel hier? Will er plaudern und mir Ungelegenheiten hier machen?“ Als er aber sah, daß Tapperday fest schlief, beruhigte er sich einigermaßen, stand einige Augenblicke überlegend still und eilte dann ebenso rasch, wie er gekommen war, wieder in das Haus zurück. Er schien drinnen Wichtigeres zu besorgen zu haben, als hier bei dem schlafenden Tapperday.

Kurz darauf kam auch Mrs. Wimpleton

ahnungslos zurück auf die Terrasse. „Also, mein sehr werther Sir —“ begann sie.

Plötzlich hielt sie inne, schaute auf den Schlafenden und fühlte zunächst das Bedürfnis, einen kleinen Ueberraschungsschrei auszustößen. Dann wurde sie roth wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und hielt die Hände vor die Augen. Zwischen den Fingern hindurchsehend, überzeugte sich Mary zuvörderst, ob Tapperday wirklich schlief oder ob er sich nur so stellte. Als sie sich darüber vergewissert, ließ sie die kleine unschuldige Komödie fallen, sah den Schläfer ungenirt und mit unendlicher Gutmüthigkeit an und murmelte endlich leise: „Ach, mein Himmel! Wie ruhig und gesund er schläft!“

Dann, in einer Ideenverbindung, die heute noch ein Naturgeheimniß ist und wahrscheinlich auch immer bleiben wird, zog sie von ihrer Hand einen kleinen Achatring, wie sie die jungen Mädchen auf dem Markte zu Greenwich für einen Schilling oder höchstens achtzehn Pence kaufen, und steckte ihn behutsam und vorsichtig, um den Schläfer nicht zu wecken, an den Goldfinger der Hand, die Tapperday von sich streckte, wie sie im Schlaf von seiner Brust herabgefallen war.

Die rundliche, behäbige Mrs. Wimpleton wurde dabei so roth wie ein Weihnachtsapfel und lief, als sie ihr Werk glücklich vollbracht hatte, fichernd hinunter in den Park, als ob ihr der Boden unter den Füßen gebrannt hätte.

Einige Zeit noch schlief Tapperday ruhig weiter, bis endlich Bob wieder aus dem Schlosse heraustrat und nicht wenig überrascht war, seinen Freund eingeschlafen zu finden. Es schien ihm das so wenig mit dem Respekt vereinbar, den ein richtiger Pächter seiner Herrschaft schuldig war, daß er ihn ziemlich unanständig aus dem Schlafe aufrüttelte und sagte: „Will, zum Teufel auch, ich glaube gar, Du schläfst hier!“

Wenn Will plötzlich auf dem Mond aufgewacht wäre oder auf einem noch entfernteren Stern, so hätte seine Ueberraschung nicht größer sein können, als sie jetzt war. Ganz verduzt und verdonnert stand er hastig auf, sah seinen Freund erstaunt an und sagte endlich in seiner aufgeregten sanguinischen Art: „Bob, ich habe einen Traum gehabt, einen Traum — Du machst Dir keine Idee, was ich für einen Traum gehabt habe.“

„Mag ich auch gar nicht,“ sagte Bob gelassen. „Komm nur, Will, wir müssen gehen. Es ist spät.“

Wie noch immer halb im Schlaf sah Will seine Hand an. Als er den Achatring bemerkte, nahmen seine Augen einen Glanz an, ein Leuchten, als ob er mondsüchtig geworden wäre.

„Bob,“ rief er exaltirt, „also kein Traum! Kein Traum, Bob! Siehst Du den Ring von Miß Jessie? Siehst Du ihn? Es ist Wirklichkeit, pure blanke Wirklichkeit. Mein Gott, mein Gott, ich glaube, ich werde noch verrückt!“

„Das scheint mir auch so,“ bemerkte Bob trocken. „Was faselst denn Du von Miß Jessie Jefferson und ihrem Ring? Ich komme ja eben von ihr. Von einem Ring war gar keine Rede, sondern von einer Fünfspundnote.“

„Kein Wort, Bob, hier stand sie. Hier auf diesem Fleck. Ich sehe sie noch lebhaftig vor mir mit ihrem langen, kastanienbraunen Haar und —“

„Komm, Will, Du bist ein Esel. Miß Jefferson hat ja gar keine braunen Haare. Sie hat ja blonde.“

„Schön wie ein Engel aus Himmels Höhen, Bob, mit großen, tiefen, dunkelschwarzen Augen —“

„Unsinn! Tiefblaue hat sie.“

„Ja,“ sagte Tapperday leichthin und ließ sich durch die berichtigenden Einwürfe seines Freundes nicht im Geringsten stören, „und dann schritt sie auf mich zu, Bob, wie eine Heilige und nahm meine Hand und sprach: „Willkommen

in Westhampton-Court, mein lieber Will. Ich wußte es ja, daß Du kommen mußt. Es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß wir eine lange, lange Reise miteinander machen müßten, und ich wußte, daß Du kommen mußt. Und nun steh auf. Ich will Dir Alles zeigen, was hier ist.“

„Das ist ja das abgeschmackteste Zeug, was ich je gehört habe, Will. Ich sage Dir, Miß Jefferson ist mir in der ganzen Zeit, die ich im Hause war, nicht aus den Augen gekommen. Du liest zu viel Romane, Will, und hast von alten Räubergeschichten den Kopf so voll, daß Du nun davon träumst.“

Erst nach und nach konnte Bob seinen Freund davon überzeugen, daß es nun Zeit sei, nach Hause zu gehen, weil es bereits finster wurde. Und wenn dadurch das Vorhandensein des Ringes am Finger Tapperday's auch nicht erklärt wurde, so ernüchterte der Gang durch den Park ihn doch so weit, daß er fragte: „Und Dir, Bob? Was sagte Miß Jessie Jefferson zu Dir? Wie war es mit der Pacht? Hast Du sie wieder?“

„Noch nicht. Miß Jessie war sehr herablassend und sehr gütig, aber sie sagte mir, sie sei nicht mündig, und schickte mich zu ihrem Onkel, dem Mr. Simon Jefferson, der ihr Vormund ist.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das deutsche Konsulat in Apia (Samoainseln).

(Mit Bild auf Seite 137.)

Seit zwanzig Jahren bereits sind die Samoainseln in der Südsee, welche vier größere Eilanbe — Savaii, Upolu, Tutuila, Tau — und einige kleine, ganz unbedeutende umfassen, ein Herd beständiger Unruhen und Wühlereien. Um die Jahreswende 1899 ist es nun bekanntlich anläßlich der Wahl eines neuen Herrschers für den am 22. August 1898 gestorbenen König Malietoa Laupepa auf der Insel Upolu zu Streitigkeiten zwischen den Vertretern der drei Verragsmächte Deutschland, England und Nordamerika und zu Kämpfen zwischen den Eingeborenen gekommen. Der vornehmlichste Sitz jener Unruhen war Apia, die Hauptstadt und der Haupthafen des Archipels auf Upolu. Dort ziehen sich längs des Strandes die Häuser der Europäer hin. Sie sind alle aus Holz gebaut, im einfachen Landhausstyle aufgeführt und mit einer Veranda versehen, wie das deutsche Konsulat, von dem wir auf S. 137 eine Ansicht bringen. Es ist der Sitz des deutschen Generalkonsuls J. Rose.

## Heimziehende Schwalben auf hoher See.

(Mit Bild auf Seite 141.)

Die Schwalben überwintern im Süden, ziehen bis tief nach Afrika und Asien hinein, um gewöhnlich in der ersten Hälfte des April als freudig begrüßte Botsboten, wiederum zu großen Schwärmen vereinigt, zu uns heimzukehren. Es ist bekannt, daß man nie einen Flug ziehender Schwalben sieht, es sei denn auf dem Meere, und der Zeichner unseres Bildes auf S. 141 hat ein solches Reiseerlebnis durch seinen Stift festgehalten. Er befand sich an Bord des großen russischen Dampfers „Fürst Gagarin“ auf der Fahrt nach Odessa auf dem Schwarzen Meere. Nach einem gewaltigen Sturme erblickten die Passagiere am Horizont etwas wie eine dunkle Wolke, die zickzackförmig mit großer Schnelligkeit heranzog und sich endlich als eine zwitschernde Masse über das ganze Verdeck ergoß. Es waren heimziehende Schwalben, die den Dampfer von ferne erblickt hatten und dann darauf losgeslogen waren, um auf ihm auszuruhen. Der Sturm war gewiß sehr vielen verhängnißvoll geworden; die Thiere waren völlig erschöpft und fielen nur so auf das Deck hin, so daß man kaum einen Schritt machen konnte, ohne sie zu zertreten. Am anderen Morgen aber war keine Spur mehr von ihnen zu erblicken; alle hatten mit dem ersten Grauen des Tages ihre Heimreise fortgesetzt.





Seimziehende Schwalben auf hoher See. (S. 139)

## Der Schatten.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Nachdruck verboten.)

Sie wurde das Bild nicht los. Unverrückt stand es zwischen ihr und ihrem Gatten. Sie hatte ihm jenen verhängnißvollen Brief verschwiegen; denn ihr graute vor der Beichte, die sie ihm längst hätte ablegen sollen. Wer weiß, ob er vergab, glaubte er doch, daß sie aus freier Neigung sein Weib geworden wäre.

In Wahrheit hatte es viele Kämpfe gekostet; zuletzt that sie den Eltern den Willen. So wurde sie Gutsherrin und Günthers geliebtes Weib. Aber ihr Herz ließ sich nicht überzeugen, wie eifrig auch ihr Verstand zu Gunsten ihres Gatten sprach.

Auf dem Juristenballe in der Residenz hatte sie dem Anderen ihr Herz geschenkt. Ach, dieser Ball, der unvergeßliche, folgenschwere, wo der erste Feuerhauch der Leidenschaft sie berührte! Da sprach sie das unglückliche Wort, das sie an ihn band. Er wollte sie am nächsten Tag bei ihren Verwandten aufsuchen, um ihre Hand zu erbitten. Zu ihrer Enttäuschung kam statt seiner ein Brief, in welchem er sie um eine Zusammenkunft im Schloßgarten ersuchte, da er ihr Wichtiges mitzutheilen hätte. Das heimliche Stelldichem widerstrebte ihr; aber sie hatte nicht den Muth, es ihm abzuschlagen.

Aufgeregt kam er ihr entgegen. „Herzlieb,“ sagte er, ihre Hände fassend, „ich muß Dir gestehen, daß mein Onkel, den ich einst beerben soll, meine Verbindung mit einem reichen, unbedeutenden Mädchen wünscht — —“

„Sie sind also nicht frei?“ fragte Emma betroffen.

„Nicht gerade im gewöhnlichen Sinne,“ entgegnete er. „Ich hätte das verhasste Band längst gelöst, aber ich muß meinen Onkel schonen. Wir sind Beide jung, geliebte Emma. Gib mir Frist — nicht mehr als zwei Jahre! Dann komme ich, Dich als mein Weib heimzuführen.“

Zu ihrem Unglück sagte sie zu. So trennten sie sich.

Nach einiger Zeit schrieb er ihr, daß er als Assessor nach Berlin berufen sei; er habe dort die glänzendsten Aussichten. Binnen Jahresfrist hoffte er um sie anhalten zu können. Ein langes schwungvolles Schriftstück; aber es sprach nicht zu ihrem Herzen, ihm fehlte die Wahhaftigkeit des Gefühls. Sie hoffte, daß ein zweiter Brief diesen peinlichen Eindruck verweisen würde; es kam indeß keiner mehr, der Assessor schien verstimmt zu sein. Inzwischen kämpfte sie alle Stadien enttäuschter Liebe durch, schließlich resignirte sie.

Aber ein neuer Konflikt stand ihr bevor, als der Gutsbesitzer Günther Welfers um ihre Hand anhielt. In ihrer Rathlosigkeit gab sie das Geheimniß ihres Herzens Preis. Die Eltern geriethen außer sich: sie habe einem Unwürdigen ihr Wort gegeben; der Assessor sei ein Spieler und Schuldenmacher schlimmster Art.

Günther hatte ihr Bedenkzeit gelassen. Inzwischen ließen die Eltern über den Assessor nähere Erkundigungen einziehen; aber in dem Treiben der Großstadt schien seine Spur sich verloren zu haben.

Da war es ihr, als ob eine Kette von ihr abfiel. Sie wurde Günther's Frau. Alle Welt pries ihr Glück; aber innerlich konnte sie nicht zur Ruhe kommen, es war, als ob ein Schatten über ihrem Haupte schwebte.

Da erhielt die junge Frau jenen Brief, den sie ihrem Manne verheimlichte. „So hast Du Deinen Schwur gehalten? So liebst Du? Ich würde Dich verwünschen, müßte ich Dich nicht beklagen, obgleich Du reich, vornehm, angesehen bist, und ich arm, elend und verzweifelt geworden bin. Deine Treulosigkeit hat mich schlecht und gefährlich gemacht. Du sollst

mich wiedersehen und Dich vor meinem Anblick entsetzen. Ich halte Dich an Deinem Schwur. Ich gebe Dich nicht frei — nicht für mein zerstörtes, verlorenes Leben. Erich.“

Und sie sah ihn wieder.

An der Landstraße, in dem grellen Sonnenschein, stand er, das Bild eines verkommnen Menschen, verlebt, schäbig, furcht. Sie fuhren in dem neuen Jagdwagen; ihr Gemahl kutschirte selbst. Als sie vorüber waren, schallte ihnen ein heiseres, hohnvolles Lachen nach. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Günther zog die Pferde an.

„Aber Emma, seit wann verursacht der erste beste Bummeler am Wege Dir Nervenzustände?“ Sie hätte sich nicht an ihn schmiegeln mögen. „Schütze mich vor Jenem!“ aber ein Schatten drängte sich zwischen sie und ihn.

Am nächsten Morgen erschien ihr dies Alles wie ein böser Traum. Sie machte sich mehr als sonst in der Wirthschaft, auf dem Hofe und im Garten zu schaffen, Günther fiel es nicht auf. Im Vorbeigehen nickte er ihr freundlich zu: „Wie geht's, Schatz? Besser? Na, man sieht es.“ — In ihrem Herzen wallte es bitter auf, wie oberflächlich er sie beurtheilte. Unwillkürlich verglich sie ihn mit dem Anderen von damals, der ihr jede Regung aus den Augen gelesen hatte, und ihre Phantasie wob eine Märtyrerglorie um das einst so schöne Haupt des Assessors.

Gegen Abend begegnete ihr Günther, als sie allein im Park umherging. „Was stehst Du hier, Emma? Was fehlt Dir? Du gehst ja umher wie das wandelnde Leid.“ Er wollte den Arm um sie legen, aber sie wich ihm ängstlich aus, während ihre Augen unruhig das Gebüsch streiften, wo die trockenen Blätter im Winde raschelten. Da wurde Günther böse: „Du thust gerade, Emma, als ob Du eine Ansteckung zu fürchten hättest. Was beschäftigt Dich denn eigentlich?“

Sie brach in ein heftiges Schluchzen aus. Das machte ihn völlig ungeduldig; er ließ sie stehen und ging fort.

Verstimmt fuhr Günther den nächsten Tag auf Besuch in die Nachbarschaft; Emma hatte abgelehnt, ihn zu begleiten. Als er zurückkehrte, saß sie im Wohnzimmer am Kamin und sprang erschrocken empor, als er eintrat.

„Wieder allein?“ fragte er gereizt. „Während ich in der Nachbarschaft als Junggeselle gastire. Du gehst ja förmlich darauf aus, uns einander zu entfremden.“

„Thu' ich das?“ entgegnete sie weinend. „Dann wäre mir besser, ich läge im See.“

„Rebe keinen Unsinn,“ fuhr er sie heftig an; „ich habe doch schließlich ein Recht zu fragen, was Dir durch den Kopf geht. Wie soll ich Dich verstehen, wenn Du nichts sprichst?“

Aber sie schwieg. Jetzt hatte ihr Bekenntniß zu einem Bruch mit dem Gatten geführt; sie hätte ihn in dieser Stimmung nicht bitten, er ihr nicht vergeben können.

„Habe Geduld,“ murmelte sie, während die Thränen über ihre Augen rollten. „Ich werde mich zusammen nehmen. Vielleicht eines Tages verstehst Du —“

Sie sah so hilflos aus, daß Günther's Zorn in Nührung umschlug. Er nahm ihr Gesichtchen in seine Hände: „Kind, Kind, Du machst mir wirklich Kummer. Es war doch sonst anders. Wo ist Dein frohes Herz, wo Dein freundliches Gesicht geblieben?“

Von der Zeit an nahm sie sich so tapfer zusammen, daß Günther dachte, sie wäre über ihre seltsame Verstimmung hinweggekommen.

Ein schöner Frühlingstag. Emma kam aus dem Treibhaus, wo sie das Verbringen der Topfpflanzen in den Garten beaufsichtigt hatte. Ueber dem Park stand ein leuchtendes Abend-

roth. Träumerisch schlug sie den Weg nach dem See ein, der von Weitem durch die Bäume schimmerte.

Gleichzeitig bog auf der Landstraße ein Mann nach dem See ein. Emma achtete nicht darauf. Wie das Abendroth an Glanz verlor und die Dämmerung herniederschwebte, sah sie wieder den drohenden Schatten über sich, und es war ihr, als ob der Wind in dem Gebüsch flüsterete: „Kein Friede für Dich, aber Reue und Buße und Furcht!“

Fort aus dieser gräßlichen Einsamkeit, dieser schauerlichen Dämmerung! Sie wandte sich zurück; plötzlich stand sie wie versteinert. Der Schatten, vor dem sie floh, trat ihr in den Weg. Es war keine Sinnestäuschung; denn die Gestalt bekam Leben und eine Stimme sprach:

„Wir sollten uns doch kennen, Frau Emma. Oder habe ich damals meinen Namen, statt in Dein Herz, in den Sand geschrieben?“

Das war der alte, halb spöttische, halb wehmüthige Ton, der einst das unerfahrene Mädchen bestrickt hatte, wenn auch das Bild des schönen Assessors in diesem reduzirten Fremdling kaum wieder zu erkennen war.

„Sie — Sie sind es?“ stammelte die junge Frau fassungslos.

Er fixirte sie höhnisch. „Wundert es Dich? Ich denke, wenn ein Weib einem Manne die Treue bricht, darf er sie doch noch fragen, warum.“

Vielleicht empfand er in diesem Augenblick, welch eine Veränderung mit ihm vorgegangen war; denn Emma's Blick ruhte in starrem Entsetzen auf ihm. Er sank in sich zusammen, und seine eben noch dreiste Miene nahm einen tragisch düsteren Ausdruck an.

„Allerdings, Sie sind eine reiche und glückliche Frau geworden, aber ich —“

Emma machte eine flehende Bewegung. „War es meine Schuld? Ich habe damals viel gelitten, als Sie auf alle unsere Nachforschungen verschollen blieben.“

Er murmelte etwas von unglücklichen Zufällen: die Pflichten gegen einen verstorbenen Freund hätten ihn lange in Anspruch genommen. Später hätte ein Schlag nach dem anderen ihn getroffen: ein Typhus, ein Duell, zuletzt das Schlimmste, ihre Verheirathung. „Es war, als ob das Schicksal mich verfolgte,“ schloß er bitter. „Doch hättest Du mir die Treue gehalten, ich wäre nicht zu Grunde gegangen.“

„Warum ließen Sie mich über Ihr Schicksal im Dunkeln?“

„Weil ich auf Deine Liebe baute, weil ich Dein Wort hatte.“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber die junge Frau zuckte zurück.

„Ich bin das Weib eines Anderen —“

„Den Du nicht liebst. Du kannst unmöglich vergessen haben, was unsere Herzen einst empfanden.“

Er sank ihr zu Füßen und drückte ihr Kleid an seine Lippen.

„Gewiß, ich bin ein Clender. Aber ich habe Dich geliebt, wie kein Anderer Dich lieben kann. Als ich Dich verlor, verlor ich mich. Ich hätte mir eine Kugel durch den Kopf jagen sollen; aber die Erinnerung an unsere Liebe hielt meine Hand zurück. Um ihretwillen vertreibe mich nicht! Sonst — ich bin ein Verzweifelter — Aber nein, ich will Dir nicht drohen. Bitten will ich um die Gnade, hier auf Deine Hand zu weinen.“

Die widersprechendsten Empfindungen raubten ihr einen Augenblick die Sprache; endlich rang es sich von ihren Lippen:

„Stehen Sie auf, ich bitte Sie; es könnte Jemand kommen! Ich bin bereit, Ihnen zu helfen, wenn ich es kann. Vielleicht daß mein Mann Rath schafft. Ich werde noch mit ihm reden.“

Diese Worte wirkten wie ein Sturzbad auf

den Erregten. Er sprang empor. „So meinte ich es eigentlich nicht!“ rief er, plötzlich ganz verändert. „Ein Gnadengesuch bei Ihrem Gemahl, wie verlockend!“

„Emma, Emma!“ schallte es laut vom Treibhaus herüber.

„Mein Mann!“ Erschreckt schlug die junge Frau die Hände vor das Gesicht. Sie hörte, wie der Fremde ihr eine Drohung zuflüsterte und sich eilig entfernte. Dann, als sie die Hände sinken ließ, stand Günther vor ihr, erhitzt und roth.

„Hier treffe ich Dich? Ich habe den ganzen Garten nach Dir abgesehen. Aber wie siehst Du aus? Ich will nicht hoffen, daß der Kerl, der dort Reiskraut nimmt, Dich belästigt hat!“

Sie umklammerte seinen Arm. „Ja, ja,“ schluchzte sie. „Er wollte — er kam —“

„Ja, da soll doch!“ brauste Günther auf. „Einfangen laß ich den Strolch! Hedda, Gärtner, Neumann —“

„Um Gottes willen,“ unterbrach ihn die junge Frau entsetzt, „rufe Niemand! Ich habe Dir eine Schuld zu bekennen. Höre mich an! Jener verkommene Mensch — er war einst einer der schönsten und flottessten Herren unserer Gesellschaft — ich kannte ihn einst —“

Mit einem Nuck ließ Günther seine Frau fahren: „So, so! Dann allerdings! Gehen wir in das Haus!“

Er schritt vor ihr her, ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen. In seinem Zimmer winkte er ihr Platz zu nehmen; sie aber wollte sich ihm zu Füßen werfen.

„Keine Komödie!“ rief er schroff. „Mir kommt es vor, als hättest Du mir lange genug etwas vorgespielt.“

Wie eine Wohlthat empfand sie die Härte des Gatten. „Du mußt meine Beichte hören,“ sagte sie entschlossen. „Deinem Richterspruch will ich mich beugen.“ Dann fing sie an zu erzählen. Nichts beschönigte oder entschuldigete sie, was je zwischen ihr und dem schönen Affessor vorgefallen war, von dem ersten Glückstaumel dieser Jugendverirrung an bis zu dem Abscheu, den der Mann ihr draußen im Park eingeflößt hatte.

Mit keinem Worte wurde sie von Günther unterbrochen. Als sie schwieg, fragte er: „Und dann? Als Du meine Frau wurdest?“

„Da war Alles gut,“ flüsterte Emma. „Ich fühlte mich sicher in Deinem Schutz; aber der Drohbrief kam. Mein Seelenfriede war dahin! Und aus dem Bewußtsein meiner Schuld gegen den Glenden wuchs das Mitleid mit ihm.“

Günther drehte sich langsam um: „Warum verschwiegst Du mir den Empfang jenes Briefes?“

„Ich fürchtete, Du würdest nicht verstehen —“

„Nicht verstehen? Mir scheint es, als wärst Du es, die nicht mich verstanden hat. Ich liebte Dich, als ich Dich zum Weibe nahm — ich hatte kein Geheimniß vor Dir, mein Vertrauen zu Dir war unerschütterlich. Wie aber stand es um Dich?“

Erschütterert haschte die junge Frau nach seiner Hand, aber er wehrte sie ab. „Nein, keine Klüftung jetzt! Wahrheit will ich haben und Klarheit. Daß Du mir Deine erste Liebe verschwiegst, kein Wort darüber! Auf die Schwärmerei einer Achtzehnjährigen wird ein vernünftiger Mann nicht eifersüchtig sein. Als Du aber mein Weib geworden warst, durfte kein anderer Mann Dich je wieder beunruhigen.“

Der jungen Frau rannen große Thränen über die Wangen. „Mir geschieht recht,“ murmelte sie. „Gedemüthigt und beschämt mußte ich erst werden, um einzusehen, daß der einzige Mann, dem ich meine Liebe schulde, mein Gatte ist.“

Mit großen Schritten ging er auf und nieder, nicht gewillt, dem Zauber ihrer Stimme zu unter-

liegen. „Das sagst Du jetzt,“ entgegnete er grollend. „Deine Phantasie und Deine Nerven schwindeln es Dir vor. Wenn nachher wieder Alles in dem alten Geleise ist, erscheine ich Dir wieder als der nüchterne und grobe Mensch, dem jedes feinere Verständniß für Dich abgeht.“

Die junge Frau sank in einen Sessel; ihr war zu Muth, als hätte ihr Herz einen Riß bekommen. So saß sie auch, als der Diener die Herrschaft zur Abendtafel rief. Da sie sich nicht regte, trat Günther zu ihr heran. „Willst Du lieber auf einige Zeit zu Deinen Eltern reisen, oder soll Deine Mutter herkommen?“

Da stand die junge Frau auf und schaute ihm gerade in die Augen.

„Nein,“ flüsterte sie ergeben, „ich will bei Dir bleiben und es allein mit Dir austämpfen.“

Sie saßen noch bei Tische, als Günther vom Verwalter abgerufen wurde. Es handelte sich um eine Schlägerei in der Dorfschänke. Ohne Emma ein Wort zu sagen, begab sich Günther mit dem Verwalter in's Dorf. Von einem Diener erfuhr die junge Frau später, um was es sich handelte. Der Schmied, ein großer, jähzorniger Mensch, hatte mit einem Fremden, der die Rose, seine Braut, hatte küssen wollen, Streit angefangen. Sie waren handgemein geworden, und es hieß, der Schmied habe den Fremden todgeschlagen. Anfangs hörte Emma nur mit halbem Ohre zu, denn Schlägereien in der Dorfschänke waren nichts Neues. Plötzlich aber, von dem Gedanken ergriffen, daß ihrem Gatten Gefahr drohe, eilte sie, wie sie stand und ging, dem Dorfe zu.

Als die Leute, die gaffend vor dem Wirthshaus standen, die Gutscherrin erkannten, machten sie ihr ehrerbietig Platz.

„Wo ist der Herr?“ fragte Emma in zitternder Hast.

„In der Stube, gnädige Frau.“

Durch das eingeschlagene Fenster erblickte sie ihren Gatten, der eben den Schmied verhörte, während die Rose auf der Ofenbank in ihre Schürze weinte. Im Hintergrund lag auf dem besudelten Fußboden ein Mensch wie todt hingestreckt.

Auf der Stirn der jungen Frau perlte kalter Schweiß; sie erkannte das fahle, verzerrte Gesicht am Boden: es war der schöne Affessor. Eben deutete Günther auf diesen hin. „Er ist nur betrunken,“ sagte er ruhig. Mit diesen Worten verließ er die Schänke.

Draußen fühlte er sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen, eine bebende Stimme flüsterte seinen Namen.

„Emma, Du hier?“

Sie sank erschöpft in seinen Arm. „Weißt Du, wer es ist, der Fremde, der Betrunkene?“

„Gewiß, mein Kind,“ entgegnete Günther heiter. „Ich sah ja heute Abend den Kerl über den Wiesengraben setzen.“

„Nicht wahr,“ flüsterte Emma, „er wäre auch ohne mich zu Grunde gegangen? Man ist aber so dumm, so eitel; und es klingt so großartig: Sie hat ein Herz gebrochen! Aber nein, ich habe keins gebrochen, am allerwenigsten Dein treues, festes, mein Günther.“

Unter Thränen lächelnd, ruhte sie an seiner Brust, und er küßte sie unter dem klaren Sternenhimmel.

„Keine Thränen mehr, Emma, mein armes, liebes Weib! Der Kampf, den Du mit mir allein führen wolltest, ist bereits zu Ende. Die paar Thränen, die er Dir gekostet hat, dürfen Dich nicht gereuen. Aber jetzt kein Wort mehr von dem Glenden. Ich werde ihm morgen etwas Geld zukommen lassen mit dem Bedeuten, das Dorf zu verlassen. Bist Du damit einverstanden?“

Mit Allem, was Du willst, mein Günther. Zwischen uns steht jetzt kein Schatten mehr.“

Wortlos drückte Günther die Gattin an sein Herz. Sie fühlten Beide, daß sie sich erst heute

in Wahrheit gefunden hatten; ob auch das Dunkel der Nacht sie umhüllte, auf ihrem Glück ruhte fortan kein Schatten.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

### Die Weisheit eines amerikanischen Millionärs.

— Im Jahre 1820 war Stephan Girard in Philadelphia der reichste Bürger, dessen Vermögen auf viele Millionen Dollars geschätzt wurde. Er stammte aus Bordeaux von armen Eltern, hatte sich nach dem Tode derselben mit seinen Brüdern und Schwestern nicht vertragen können und war als Schiffsjunge zur See gegangen, dann Schänkwirth in Philadelphia geworden, darauf Kleinhändler ebendort und mit der Zeit Großhändler, Banquier und als solcher vielfacher Millionär im Verlaufe von fünfzig arbeitsvollen Jahren. Er besaß einen rauhen und sonderbaren Charakter und blieb beständig seiner sparsamen, einfachen Lebensweise treu.

Die Kunde von diesem amerikanischen Krösus drang endlich auch nach dessen Vaterstadt Bordeaux, wo Girard zahlreiche Verwandte hatte, Großneffen und Großnichten, welche darauf den reichen Großonkel mit schöngeschriebenen Bettelbriefen beglückten, die der Philadelphia-Millionär aber verachtungsvoll in's Kaminfeuer warf.

Da auf solche Weise, nämlich durch Brieffschreiben, nichts Erspießliches zu erreichen war, machten sich zwei von seinen Großneffen, nachdem sie einiges Geld zusammengebracht, auf die Reise nach Amerika, um in Philadelphia persönlich den Goldonkel heimzuzufuchen. Der Eine hieß Paul Ducamp, der Andere Louis Girard.

In einem bescheidenen Gasthause Philadelphias saßen sie am Abend nach der Ankunft bei einander und beriethen ihren Plan. Es war in der schönen Frühlingszeit, im Mai. Herr Girard, damals über siebzig Jahre alt, aber noch sehr rüstig, sollte sich auf seinem Landgute nahe bei der Stadt befinden. Das hatten die Beiden erkundet.

„Unpraktisch würde es, glaube ich, sein, ihm gemeinsam unsere Aufwartung zu machen,“ sagte Louis. „Bedenke, er könnte in Zorn gerathen, wenn zwei Verwandte auf einmal ankommen, um die Reize seiner Geldkassette kennen zu lernen!“

„Ich theile Deine Meinung,“ sprach Paul. „Also Einer nach dem Anderen. Aber wer soll der Erste sein? Wer soll diesen Vortheil haben? Denn da gilt das Sprichwort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

„Ich, mein Lieber. Ich bin zuerst auf den Gedanken gerathen.“

„Das ist kein Grund.“

„Außerdem führe ich seinen Namen, bin also berechtigter als Du.“

Auch diesen Einwand wollte der Andere nicht gelten lassen, gab aber schließlich um des lieben Friedens willen nach.

Am folgenden Vormittag begab also Louis Girard sich allein nach dem Landgut des Goldonkels. Es war eine große Besitzung mit einem schönen Wohnhause.

Der junge Franzose sah da einige Arbeiter in einem halbfertigen tiefen Entwässerungsgraben. Er fragte nach Herrn Girard.

„Da kommt er gerade,“ sagte ein Arbeiter.

Louis blickte nach der bezeichneten Richtung und gewahrte einen kleinen alten, sehr einfach gekleideten Herrn, der eilig herbeikam.

„Was wollen Sie hier?“ schrie er. „Warum führen Sie die Leute bei der Arbeit?“

„Verzeihung, verehrter Herr Großonkel,“ erwiderte der junge Mann. „Gabe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen: ich bin Louis Girard, ein Enkel Ihres Bruders Jean —“

„So, so! Wirklich? Ist's auch wahr? Oder ist's vielleicht nur Schwindel?“

„Diese Papiere beweisen es, daß ich wirklich Ihr Verwandter bin.“

Louis überreichte einige Papiere, welche der alte Herr flüchtig prüfte. Darnach sagte er: „Ja, es ist so. Du bist also mein Großneffe. Und was nun weiter? Was willst Du eigentlich hier?“

„Ich bin ein armer Kaufmannscommis — in Frankreich hatte ich keine Aussicht, jemals selbstständig zu werden —“

„Gaha! Du willst hier also Geld verdienen? Vortrefflich! Zieh Deinen Rock aus! Dort steht ein Spaten. Nimm ihn — und hinunter in den Graben, um zu

arbeiten, wie die Anderen. Ich zahle einen Dollar Tagelohn."

"Solche Art Arbeit ist nicht meine Sache," stammelte bestürzt der junge Mann. „Ich dachte — ich hoffte —“

„Einen Menschen, welcher sich der ehrlichen Arbeit schämt, die ihm angeboten wird, kann ich nicht brauchen, auch will ich einem solchen hochmüthigen Laffen kein Kapital anvertrauen," sprach rauh der alte Herr. „Segle schleunigst nach Europa zurück, wenn der Stand Deiner Kasse das erlaubt. Amerika ist kein passendes Land für Dich. Adieu!"

Wie niedergeschmettert ging Louis von dannen.

Als er wieder im Gasthause war und Paul seinen Bericht angehört hatte, sagte dieser: „Mir scheint, Du bist ein richtiger Einfaltspinsel gewesen. Wahrscheinlich wollte der Alte Dich nur auf die Probe stellen. So will ich's denn morgen versuchen.“

Am folgenden Tage traf Paul draußen den Goldontel ebenfalls bei der Entwässerungsanlage.

„Schon wieder ein Großneste aus Bordeaux!" rief grimmig der alte Herr. „Regnet's denn jetzt solche Burtschen vom Himmel? Dein Name?"

„Ich heiße Paul Ducamp und bin ein Enkel Ihrer Schwester Louison, die einen Uhrmacher heirathete.“

„Du bist auch Kaufmannscommis?"

„Nein, ich bin Dekonom.“

„Ohne Geld? Ohne Gut?"

„Leider.“

„Also ein Dekonom ohne Dekonomie. Das ist ja schauderhaft.“

„In Frankreich liegt die Landwirtschaft zur Zeit sehr darnieder. Es ist da kein Geld zu verdienen.“

„Aber hier, meinst Du? Vortrefflich! Zieh den Rock aus, Paulchen! Nimm den Spaten da, und hinunter damit in den Graben! Nur fleißig geschafft! Ich zahle einen Dollar Tagelohn.“

Ohne Zögern zog Paul seinen Rock aus und hing denselben sorgsam an einen Busch. Dann ergriff er den Spaten, stieg in den Graben und begann im Schweiß seines Angesichts zu arbeiten.

Auch an den folgenden Tagen that er das, bis nach einer Woche die Entwässerungsanlage fertig wurde.

„Jetzt ist's genug," sagte Stephan Girard. „Ich bin mit Dir zufrieden. Du passst für Amerika, wo man dem Grundfay huldigt: Ehrliche Arbeit schändet nicht, welcher Art sie auch sein mag. Ich will ein Getreidegeschäft für Dich einrichten und gebe Dir zwanzigtausend Dollars Betriebskapital, sowie Kredit zum fünffachen Verkauf.“

„Danke, lieber Onkel.“

„Ist Dein Vetter Louis noch in Philadelphia?"

„Ja.“

„Was treibt er?"

„Er läuft umher, um passende Arbeit zu suchen, findet aber keine.“

„Nun, wenn er mit seinen paar Dollars ganz zu Ende gekommen ist, so magst Du ihn als Hausknecht für Dein Geschäft engagiren. Läßt er sich darauf ein, so will ich ihm ein bißchen Wohlwollen zuwenden, das kannst Du ihm sagen. Ich habe auch ganz klein und bescheiden angefangen und mich gehörig abplagen müssen, bevor ich es zu etwas brachte. Louis muß zu der Erkenntniß gelangen, daß selbst die rauheste Arbeit achtungswerth ist im freien Amerika.“

Paul sagte dies dem Vetter, der denn auch des Goldontels Weisheit begriff und zuerst Hausknecht, später Commis und endlich Compagnon Paul's wurde. Das Geschäft der Beiden, gestützt durch den mächtigen Geldfürsten Stephan Girard, blühte immer mehr empor. Als der alte Millionär 1831 starb, hatte er sein kolossales Vermögen größtentheils wohlthätigen Stiftungen vermacht. Seine Verwandten Paul Ducamp und Louis Girard waren aber mittlerweile auch schon wohlhabende Geschäftsleute geworden. [F. L.]

**Gott schühe die Pfalz!** — Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz (1425—1476), genannt der Siegreiche, besand sich eines Tages auf der Jagd und zwang

Wagehals auszuschelten, daß er Gott versuche. „Weißt Du, wer ich bin?" fragte der Kurfürst, und als die Alte es verneinte, gab er sich zu erkennen, in der Meinung, die Frau würde erschrecken. Das geschah indeß nicht. „Dann sollten sich Euer Gnaden erst recht schämen," rief sie vielmehr, „denn Ihr habt durch Eure Händel dem Lande so viele Gegner geschaffen, daß wir ohne Euer Kriegsglück verloren wären.“

Der Kurfürst sah sie betroffen an. „Haft recht, Mütterchen," sagte er endlich, warf ihr seine gefüllte Börse zu und bog von dem gefährlichen Wege ab. „Haft recht, ich darf nicht allzu tollkühn sein. Gott schühe die Pfalz und ihre Bewohner!" [E. K.]

**Richtige Folgerung.** — Der italienische Reisende Antonio Banni gerieth in die Gefangenschaft eines ostindischen Sultans und sollte hingerichtet werden.

„Sohn der Sonne," sagte Antonio, „schenke mir das Leben, um Deine Regierung durch das größte Wunder zu verherrlichen; ich besitze die Kunst, einen Elephanten binnen zehn Jahren sprechen zu lehren.“

Der Sultan, erstaunt und begierig auf den Erfolg, übergab ihm einen seiner schönsten weißen Elephanten als Zögling.

Die Gefährten Bannis waren erstaunt über seine Kühnheit und prophezeiten ihm den schrecklichsten Tod bei Mißlingen seines Versprechens.

Aber der verschlagene Reisende sagte ganz ruhig: „Laßt mich nur machen! In zehn Jahren ist entweder der Sultan — oder ich — oder der Elephant todt!"

Banni hatte recht, denn schon im dritten Jahre seines Aufenthalts starb der Sultan, und dessen Nachfolger gab ihn frei. [—dn—]



Cirkassische Schönheit.

**Cirkassische Schönheit.**

(Mit Abbildung.)

Die schönsten Frauen in den Harems der türkischen Großen sind Cirkassierinnen aus dem Kaukasus. Diese Schönheiten, von denen unsere Abbildung eine zeigt, zeichnen sich aus durch hohe, ebenmäßige Gestalt, feine Gesichtszüge, eine weiße, zarte, rosig angehauchte Gesichtsfarbe und fast stets durch schöne blaue Augen bei schwarzen Haaren. Sie sind bildungsfähig und klug und schwingen sich infolgedessen meist schnell zu ersten Stellungen in dem Hauswesen ihrer Gebieter auf.

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 17:

Nach dich nicht breiter, als du bist.

**Diamant-Räthsel.**

	A								
	A	A	A						
	A	A	B	D	D				
	E	E	E	E	G	G	H		
I	I	I	L	L	L	M	N	N	
N	N	P	P	P	R	R	S		
	T	T	T	T	T				
	U	V	V						
	X								

Nach dem gleichen Muster sind aus vorstehenden Buchstaben zu bilden: 1) ein Konsonant, 2) ein Zeitabschnitt, 3) eine Art Wunsch, 4) ein Toilettengegenstand, 5) ein Gegenstand größter Anhänglichkeit und Zuneigung jedes Patrioten, 6) eine berühmte Schlachtordnung Alexander's des Großen, 7) eine unwillkürliche Geistesfähigkeit, 8) ein Nebenfluß der Donau, 9) ein Kon'onant. Die wagerechte und senkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche.

Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösungen von Nr. 17:

des Buchstaben-Räthsels: Thaler, Thale, Thal; des Homonym's: Vouquet.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Buchdruckerei der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Ges. m. b. G., **Thorn**. Redigirt unter Verantwortlichkeit von E. h. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.